

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Inspektor empfing die beiden Sulitscher mit einem Achselzucken des Bedauerns.

„Herr Knorred!“ sagte der ruhigere Bartenstein. „Sie wissen, wir haben dem Baron das Geld gegeben fürs Inventar. Das Inventar ist mit unserm Gelde gekauft. Das sehen Sie doch ein!“

August Knorred nickte zustimmend.

„Das Gericht hat uns Unrecht getan. Wenn wir das Geld verlieren, —“

„Davon ist keine Rede!“ schnitt ihm der Inspektor das Wort ab. „Das Geld wird in achtzehn Jahren zurückgezahlt mit Zinsen und Zinseszins.“

„Eben!“ halte der lebhaftere Levijohn sofort ein. „Lassen wir mal das Kapital einweilen beiseite. Bleiben wir bei den Zinsen. Und da wollten wir Ihnen einen Vorschlag machen. Sie zahlen uns unter der Hand die Zinsen weiter.“

August Knorred richtete sich steif auf.

„Sehn Sie doch!“ fiel der gute Bartenstein schnell ein. „Wir verlangen doch nichts Schlechtes von Ihnen. Das Geld gehört uns doch, und die Zinsen müssen wir haben, sonst müssen wir Konkurs anmelden. Achtzehn Jahre halten wir's eben nicht aus. Sie ziehen vom Ertrage jährlich die Zinsen ab.“

„Das geht nicht!“ entschied der Inspektor. „Ich muß über jeden Pfennig Rechnung ablegen beim Vormundschaftsgericht.“

„Nu!“ meinte der schlauke Levijohn. „Da sollte sich doch ein Ausweg finden lassen. Wer kann Ihnen denn die Preise nachrechnen?“

„Schluß!“ rief August Knorred und wies auf die Tür. „Wir sind fertig miteinander. Vor achtzehn Jahren kommt Ihr mir nicht wieder ins Haus.“

Da schlichen die beiden davon, setzten sich beklommenen Herzens hinter den Tisch, auf den Franz Wiegelt zwei freischgefüllte Biergläser stellte, zogen ihre Notizbücher heraus und begannen zu rechnen.

Und sie kamen auch diesmal auf das Resultat, das sie schon zwanzigmal mit schmerzlichen Bemühen gefunden hatten.

„Dreißig Prozent!“ stöhnte der gute Bartenstein und wischte sich den hellen Schweiß von der Stirn. „Dreißig Prozent, mehr können wir nicht geben. Ob sie sich drauf einlassen werden?“

„Sie müssen!“ knirschte der schlauke Levijohn und knappte das Buch zu. In diesem Augenblicke schob sich der alte Abraham heran und nahm unaufgefordert bei ihnen Platz.

„Nu!“ sagte er pfiffig. „Wie steht's mit dem Konkurs. Was wollen Sie bieten? Vierzig Prozent?“

„Was wissen Sie davon?“ fragte der behäbige Bartenstein und sah den alten Abraham verwundert an.

„Sie werden achtzehn Jahre trocken Brot essen!“ lächelte er verschmüht. „Ich weiß alles! Und in achtzehn Jahren werden Sie beide Millionäre sein.“

„Wenn er zahlt!“ warf Levijohn ein.

„Voransgeht!“ antwortete der alte Abraham und hob die rechte Hand. „Und er kann sterben. Er kann! sag ich. Ein schwaches Herz soll er auch haben. Und dann kommt das Majorat an die Nebenlinie, und Sie kriegen keinen roten Heller!“

Bartenstein und Levijohn krümmten sich vor inneren Qualen.

„Aber ich habe ein Plänchen!“ flüsterte der alte Abraham plötzlich. „Sie bieten vierzig Prozent!“

„Dreißig,“ entschläpfte es jetzt dem lebhaften Levijohn.

„Dreißig! Noch besser!“ fuhr der alte Abraham fort. „Und Sie müssen pleite machen. Der große Bartenstein und der Levijohn sind machulle! Wissen Sie auch, was das für ein Geschrei w<sup>o</sup> geben in Breslau und in Posen! Nu, sehn Sie, ich weiß, der gibt vierzig Prozent für die ganze faule Forderung. Schlagen Sie zu!“

„Unter siebzig geben wir sie nicht weg!“ entschied der nervöse Levijohn, der bei der freudigen Nachricht vom Stuhle sprang.

Aber der alte Abraham war zähe. Eine halbe Stunde handelten sie, dann hatten sie ihn erst auf fünfzig Prozent heraufgetrieben.

„Bar Geld auf den Tisch!“ rief er laut. „Fünfzig Prozent und das ist mein letztes Gebot. Höher darf ich nicht gehen!“

„Kommen Sie morgen zu uns aufs Kontor!“ sprach der gute Bartenstein, dem plötzlich ein Mühlstein vom Herzen gefallen war.

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte der schlauke Levijohn beiläufig.

„Ich hab mein eigenes Wägelchen!“ lächelte der alte Abraham stolz und ließ die beiden allein.

In dieser Nacht schlief der alte Abraham, der um die Dunkelheit in Sulitsch eingetroffen war, seine einzige Sekunde. Er saß vor seinem altersschwachen Sekretär und rechnete. Alles, was ihm an Geld und Geldeswert erreichbar war, kramte er zusammen und machte eine einzige Summe daraus. Nichts ließ er übrig. Sogar das Wägelchen und das Pferdchen setzte er mit auf dieses Konto. Alle Papierchen, die er im Schubfach liegen hatte, und allen Kredit, den er bei dem und jenem in Anspruch nehmen konnte. Und das alles zusammen ergab eine gar stattliche Zahl. In den drei Jahren hatte er manch großes Geschäft machen dürfen, das mehr als seine früheren Schwagergeschäften abgeworfen hatte.

„Siebenundfünfzig Prozent!“ murmelte er, als er am Morgen die Lampe löschte.

Das alles wollte er auf August Knorrek und das Brixtawer Majorat setzen, wie auf das große Los in einer Lotterie.

Er mußte dann wieder von vorn anfangen, mit dem Schachersack auf dem Rücken herumlaufen, um jeden Groschen feilschen, als ging's ums liebe Leben. Aber er würde in achtzehn Jahren Millionär sein! Und dann brauchte er Geld, viel Geld, denn dann waren alle seine Kinder erwachsen.

Zwei Stunden später war er bei Bartenstein und Levi-ohn. Am Mittag hatte er sich mit ihnen auf dreiundfünfzig Prozent geeinigt. So waghalsig war er!

XXVIII.

Als Anfang Dezember der erste Schnee fiel, siedelte Hedwig mit den beiden Kindern ins Herrenhaus über. Ihre Trauer war stumm und tränenlos, und keiner sprach mit ihr von dem, um den sie litt. Sogar Thomas Hauschild war feinfühlig genug, seine Absichten nicht verlautbaren zu lassen, und versprach August Knorrek, ohne dazu aufgefordert zu werden, noch ein Jahr in Brixtawe zu bleiben. Zum Weihnachtsfest erschien Hugo, der nach dem Begräbnis sofort zu seiner Arbeit zurückgekehrt war. Wieder ließ der Inspektor einen großen Tannenbaum im Herren- hause aufrichten, und alle versammelten sich darum. Auch Moritz Gassel fehlte nicht, spielte auf dem Klavier die alten Weihnachtslieder und kam nicht aus dem Verwundern heraus, als Hugo danach aufstand und eine Ansprache hielt. Er entwickelte dabei großes Geschick und viel Herzenswärme. Frau Knorrek, die ihren Einzigen schon auf der Kanzel sah, weinte helle Freudenzähren, so gerührt wurde sie von seinen trefflichen Worten. Auch August Knorrek stand am Ende da wie ein zerknirschter Sünder. Hedwig aber verschwand bald mit den Kindern und kam nicht wieder zum Vorschein.

Am zweiten Feiertage stattete Hugo Knorrek, der Predigtamtskandidat, Moritz Gassel einen Besuch ab. Er traf ihn im Garten, wo er noch einmal die wohlverpackten Bienenbötter revidierte. Dann saßen sie in der angewärmten Wohnstube am Tisch. Hugo legte sich nicht wie früher lang ausgestreckt aufs Sofa, sondern nahm aufrecht und sitt- sam auf dem Stuhle Platz. Er lehnte Zigarren und Bier, mit denen Moritz Gassel aufwarten wollte, ab und fragte ihn nach seiner Schularbeit.

„Es geht!“ meinte Moritz Gassel etwas kleinlaut. „Zu- frieden bin ich noch nicht. Mit den Kindern wohl, aber nicht mit mir. Ich hab so eine tiefe Ahnung, als wenn ich nicht als Schulmeister sterben würde.“

„Daniel zwölf, Bers drei!“ sprach Hugo mißbilligend. „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.“

„Sagen Sie bloß!“ plappte Moritz Gassel heraus. „Ist das Ihr Ernst, oder machen Sie Scherz? Früher haben Sie nicht so geredet.“

„Da ging ich auch in der Irre!“ erwiderte Hugo schlicht.

„Ich habe eine Entwicklung durchgemacht.“

„Aber eine sehr merkwürdige.“

„Wieso?“ fragte Hugo unschuldig.

„Na!“ lächelte Moritz Gassel etwas unsicher. „Sie mit Ihrem unbändigen Freiheitsgefühl und Individualitäts- drang!“

„Alles ist eitel!“ bozierte Hugo mit dem tiefen Ton innerster Ueberzeugung.

„Um!“ protestierte Moritz Gassel, der unverbesserliche Realist.

„Ich habe die Wahrheit dieses Wortes an mir selbst erfahren!“ fuhr Hugo fort, ohne den Einwurf zu beachten.

„Ich weiß nun, daß Gott der Herr all das Unglück über mich geschickt hat, um mich auf den rechten Pfad zu bringen und mich für mein Amt vorzubereiten!“

„De!“ sagte Moritz Gassel, und sein gesundes Wirklich- keitsgefühl sträubte sich heftig gegen diese frommen Be- hauptungen. „Das ist Ansichtssache. Darüber läßt sich nicht diskutieren. Andere Leute nennen das Zufall.“

„Es gibt keinen Zufall!“ entschied Hugo bestimmt.

„Ohne den Glauben an den persönlichen Gott ist die ganze Welt ein Unsinn.“

„Welt?“ sagte Moritz Gassel abweisend. „Was geht mich die große Welt an? Solange sie nicht nach Brixtawe kommt, geb ich mich nicht mit ihr ab. Und wenn ich am

Ende bin, dann werde ich froh sein, daß ich mich einmal ganz gehörig ausruhen kann!“

„Sie leugnen also auch die Unsterblichkeit der Seele!“ rief Hugo sichtlich empört.

„Ich weiß nur, daß ich nichts weiß!“ meinte Moritz Gassel gelassen. „Was ich nicht weiß, darüber kann ich keine Verantwortung übernehmen. Und wenn die Welt kein Un- sinn ist, dann muß das seinen Grund haben, daß wir hier auf der Erde sitzen.“

„Um uns auf die ewige Seligkeit vorzubereiten.“

„Mag sein!“ lehnte Moritz Gassel ab. „Aber vorläufig sitzen wir hier unten und können nichts tun, als den Platz, den wir inne haben, mit allen Kräften auszufüllen. Und da sind wir wieder bei dem Begriff Arbeit. Darin liegt die ewige Seligkeit und der Weg zur Vollkommenheit.“

„Sie aber!“ erwiderte Hugo und wurde persönlich.

„Sie aber begehen sonach eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn Sie ein Amt weiterverwalten, für das Sie sich nicht eignen.“

„So arg ist das nicht!“ verteidigte sich Moritz Gassel, aber der Schreck jagte ihm das Blut ins Gesicht. „Jeden- falls geb ich mir alle Mühe, und mit der Zeit werd ich mich schon daran gewöhnen.“

Bis zum zweiten Januar blieb Hugo in Brixtawe und hatte mit Moritz Gassel noch manchen scharfen Redekampf über das Leben und seine höchsten Güter. Aber keiner ließ sich von dem andern belehren. Hugo fuhr gläubig nach Halle zurück, um die christliche Heilslehre weiter zu traktieren, denn er wollte schon im Herbst das Examen hauen. Und Moritz Gassel suchte am letzten Ferientage die pädagogischen Lehrbücher hervor und dachte an seine zweite Prüfung, die er zu Pfingsten noch einmal versuchen wollte. Aber er hatte sich dafür ein anderes Seminar ausgesucht.

Am nächsten Morgen schneite urplötzlich Doktor Schriff in die Schulstube. Obwohl er überzeugt war, daß Moritz Gassel ein miserabler Lehrer war, wollte er ihm noch ein- mal Gelegenheit geben, sich von diesem bösen Verdacht zu reinigen. Aber schon bei der dritten religiösen Prüfungs- frage, die Moritz Gassel stellte, fuhr der Kreisinspektor dazwischen, verächtelte mit seiner Manier die Kinder, daß sie weder den Finger hoben noch den Mund aufstun, nahm dies als Bestätigung seines Verdachtes und schrieb ein Protokoll, in dem man vergeblich nach einem anerkennenden Worte gesucht hätte. Dann schickte er die Kinder hinaus und verlas Moritz Gassel unter vier Augen gründlich und durchgreifend die Leviten.

Mit Hilfe seiner Geheimakten hatte er sich über alle Schandtatzen, die Moritz Gassel inzwischen auf sich geladen hatte, hinreichend unterrichtet.

„Sie haben trotz meines ausdrücklichen Verbots Spa- ziergänge mit den größeren Mädchen unternommen. Sie haben am sechsten September die Schule veräußert. Sie haben ohne Erlaubnis den Schulgarten vergrößert.“

Moritz Gassel verteidigte sich nicht, verächtelte die Arme über der Brust und schaute gelangweilt zum Fenster hinaus.

„Sie verletzen fortwährend die Achtung Ihrem Bor- gesezten gegenüber. Weshalb antworten Sie nicht?“

„Um die Achtung meinem Borgesezten gegenüber nicht zu verletzen!“ erwiderte Moritz Gassel ruhig und dachte dabei an den Brief des verstorbenen Barons. Dieses Be- sänftigungsmittel war leider hinfällig geworden. Und Dok- tor Schriff hätte sich wohl schwerlich dadurch beruhigen lassen. Er war einmal im Innersten von der Untauglich- keit Moritz Gassels überzeugt und mußte, um seiner Pflicht als Kreisinspektor zu genügen, auf Mittel der Abhilfe sin- nen.

„So darf das nicht weiter gehen!“ entschied er rasch.

„Nein!“ sagte Moritz Gassel und schaute ihn fest an.

„Ich werde mich bei der königlichen Regierung über Sie beschweren. Ich werde da oben Ihr unmoralisches Spi- omerhystem aufdecken. Ich werde den Nachweis führen, daß Sie unfähig sind, den Stand einer Schulkasse aufzuneh- men!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzige.

Von F. S.

(Schluß.)

Beim Jahre waren verstrichen. Die Eltern waren einsame, seltene Menschen geworden, deren Tage einander freudlos die Hände reichten, graue Gasse, die wie Schatten vorüberzogen. Borzeitiger

Altersschnee bedeckte den Scheitel der Frau, die glanzlosen Augen sprachen von vielen Tränen und über der gebeugten Gestalt lag eine müde Hoffnungslosigkeit. Auch der Gatte schien merklich kleiner geworden durch seine zusammengesunkene Haltung, der jede Lebensenergie mangelte, trotzdem er den Kopf nach wie vor, in eigner Willensbeherrschung, stolz emporreckte. Aber die steile Kante zwischen seinen finstern zusammengezogenen Brauen und der tiefen Leidenszug, der sich von der Nase zu den Mundwinkeln zog, sprach berechtigter als Worte vom Nichtvergessenkönnen. Nie wurde der Name des Verlorenen zwischen den Gatten genannt, das Schicksal hatte wie ein Raubreif seine erlösende Hand auf ihre Herzen gelegt.

Da brach das große Volkerringen aus; eine Welt voll Feinden bedrohte heutigetierig wie die hungrigen Wölfe das Vaterland. Jung und alt rüstete zu Schutz und Wehr. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zogen sie hinaus, die Jungen, die Reifen und selbst die Ergaunten mit den flammenden Jünglingsherzen. Blumen an Helm und Brust, marschierten sie singend zur Bahn und Mütter, Frauen, selbst Kinder jubelnd nebenher, alle vom Taumel des großen Erlebens erfasst und über egoistisches Abschiedsweh emporgetragen.

Hinter dem Vorhange ihres Fensters verborgen schaute die Mutter mit tränenden Augen auf das fesselnde Bild dort unten. Auch ihr hatte Gott einen Sohn geschenkt, den sie, den Müttern da draußen gleich, mit Stolz und wehmütiger Freude zu Kampf und Sieg hinausgeschickt hätte, aber das Leben hatte ihn ihr genommen. Wo war er, gestorben? verdorben? Scheu blickte sie zu dem Gatten hinüber, den das klingende Schauspiel an das andre Fenster gelockt. Wie trug er dies? Steinern stand er da, kein Muskel, keine Wimper zuckte an ihm, nur für eines Herzschlages Dauer beschattete seine Rechte die Augen, als hätte diese der helle Tagesschimmer geblendet. Mit ruhigen, gemessenen Schritten ging er zum Schreibtisch zurück, die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmend, niemand durfte ahnen, was sich unter der Maske seiner finstern Verschlossenheit barg. Selbst als der helle Siegesjubel durchs Land brauste, verriet kein Hauch, keine Miene, wie er darunter litt, daß sein eigen Fleisch und Blut kein Teil an diesem Großen haben sollte. Wie ausgestoßen und entsetzt kamen sich die beiden vor, wenn sie mit brennenden Augen sahen, wie die Feldpost in jedes Haus Grüße und Nachrichten von da draußen brachte und wie selbst auf der Straße die Eltern, Frauen, Bräute, sogar Kinder dem Postboten entgegenliefen und beglückt die Briefe und Karten ihrer Feldtrauen in Empfang nahmen. Ihnen war die gleiche Freude versagt, ihre Hoffnungen hatten sie vor Jahren schon eingefahrt.

Da geschah plötzlich das Unerwartete, das Unahnbare, auch zu ihnen kam die Feldpost und brachte ihnen ein Schächtelchen, dessen Adresse von einer zierlichen, fremden Frauenhand geschrieben.

Fast schon ein Jahr tobte der furchterliche Krieg und brachte Schmerz und Trauer über viele tausend froh schlagende Herzen; sollte jetzt ihnen, den Leidgewöhnten, aus Kanonendonner und Pulverdampf ein unerhofftes Glück erblähen?

Eine atemraubende Freude durchflutete sie bei dieser Hoffnung und mit bebenden Händen öffneten sie das Kästchen. Darin lagen zwei Eiserner Kreuze, eine Tapferkeitsmedaille und zwei Briefe. Der eine trug die Handschrift der Adresse, der andere war von Männerhand geschrieben.

Mit klammernden Augen und jagenden Pulsen lasen sie diese Zeilen, die ein Hauptmann an sie richtete, und worin er ihnen in warmen Worten für sein Leben dankte, das ihm ihr Sohn mit Aufopferung des eigenen gerettet.

Er erzählte weiter, wie er im selben Gefechte mit seinem Kletter verunndet, und wie der allezeit hilfsbereite, lebenswürdige Kamerad ihn, der schwer am Oberschenkel getroffen, aus der Feuerlinie geschleppt und, ihm mit eigenem Leibe vor den sie dicht umlaufenden Geschossen deckend, fast schon in Sicherheit, eine tödliche Kugel ins Rückenmark bekommen. Im gleichen Lazarett untergebracht, habe er nach dem inzwischen erfolgten Tode seines heldenmütigen Lebensretters, die sie Beide pflegende Schwester veranlaßt, diese Zeilen an ihnen von dem Sohne überliefert, Ehrenzeichen beizulegen. In begeistertsten Worten schilderte er die Tapferkeit und Unerschrockenheit des Verstorbenen, die fast an Tollkühnheit grenzt und dem Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet. Seine echt Villenronische Gestalt mit ihrem Draufgängerum habe in suggestiver Macht den ganzen Zug zu Heldentat, hingegriffen, die in der Geschichte dieses Weltkrieges ein denkwürdiges Ruhmesblatt bilden würden.

„Wie die Leute unter seiner unüchichtigen Feuerleitung einen feindlichen Schützengraben von vierhundert Mann Besatzung erstickten, wodurch die Aufröhlung der feindlichen Stellung gelang mit dem Ergebnis von über tausend Gefangenen; wie er mit nur einigen zwanzig Mann die dem gefallenen Fahnen-träger entfunkene Fahne, unter Einsetzung des eigenen Lebens, im stärksten Feuer, unter der erdrückenden Uebermacht des Feindes mit zähem Widerstande rettete, wie er bei einer Erkundungspatrouille mit nur drei Mann Begleitung fünfzehn Gefangene machte, und noch viele andere Einzelheiten seines Heldentums, behalte ich mir vor, in dem Urlaub nach meiner Genesung Ihnen persönlich zu berichten, — so hieß es weiter in dem Briefe — denn es drängt mich, die gottbegnadeten Eltern dieses Tapfersten der Tapferen, der unsterblich im Herzen seiner Kameraden weiterleben wird, kennen zu lernen. Seine schnelle Beförderung und die Ehrenzeichen, die wir ihm mit Stolz und Freude auf die tapere

Brust hefteten, geben berechtigtes Zeugnis dafür, was er dem Vaterlande gewesen. Ein Samariterwerk krönte dieses reiche Heldentleben durch einen erhabenen Tod im Dienste höchster, reinster Menschenliebe. Wohl dem Vaterlande, das solche Söhne sein eigen nennt und Heil den Eltern, die ihnen das Leben gegeben.“

So schloß der Brief. Und wieder griff das Schicksal mit harter Hand nach den Herzen dieser schwergeprüften Eltern. Aber das Leid, das heute zu ihnen kam und das sie in dieser unheilvolleren Zeit mit vielen Tausenden gemeinsam trugen, hatte nichts von dem bitteren Weh vergangener Zeiten, als sie ihren Einzigen als Unwürdigen in ihren Herzen eingefahrt. In tiefster Seele ergriffen tropfte heißes Nash aus ihren Augen, aber scheu wichen ihre Blicke sich aus, um nicht zu verraten, wie tief in jedem von ihnen die Hoffnung auf ein Wiedersehen gelebt. Und als ob sie eines aus des andern körperlicher Nähe Ruhe und Fassung schöpfen wollten, um schlangen sie sich fest, als sie tränenden Auges das andre Schreiben lasen. Wie ein Hauch aus dem Jenseits grüßte die Seele des Sohnes die ihre mit seinen letzten Worten:

„Teure, innigst geliebte Eltern,

Im Schatten des Todes wage ich es, Euch noch einmal mit einer Bitte zu nahen. Da mir die Kraft fehlt, selbst die Feder zu führen, hat die gütige Schwester die Mission für mich übernommen. Meine Stunden sind gezählt und bald werde ich vor dem ewigen Richter stehen. Aber ich kann nicht scheiden, ohne vorher Eure Verzeihung erlischt zu haben. Was der törichte Jüngling verbrach, vergebt es dem bitter bereuenden Sterbenden. In heiligem Ringen habe ich zu sühnen versucht und der Erfolg heftete sich an meine Fersen, aber der Segen blieb aus. Vor jede Freude schob sich mir das traurige Bild, Eurer geliebten, gramgebeugten Gestalten und bezte mich ruhelos wie Masver durchs Leben. Etwas Großes, Hohes wollte ich erreichen, damit vor Euch Hintreten und mir Eure Herzen wiedererschließen, aber was ich auch errang, nichts schien mir dieses hohen Preises wert. Da rief das Vaterland. Jetzt, sagte ich mir, jetzt hat die Stunde geschlagen, in dem Ringen um höchste Ziele kannst du dich entfalten. Erspart mir, Euch von den Mühen zu erzählen, bis es mir endlich gelang, in den Reihen der kämpfenden Brüder zu stehen. Aber dann spornte es mich zu Außerordentlichem. Mit Anspannung aller meiner Kräfte suchte ich dem Vaterlande zu dienen, drängte mich zu den ehren-, wenn auch gefahrvollsten Posten und hatte das Glück, das mir Aufgetragene immer unverfehrt auszuführen; ich suchte den Tod nicht, aber ich fürchtete ihn auch nicht, deshalb schien ich gegen ihn gefeit und durfte alles wagen. Dafür schmückte man mit Ehrenkreuzen meine Brust, unter der in heißem Jammer mein Herz nach Eurer Liebe und Verzeihung lechzte. Was der glühende Wunsch meiner Jünglingsträume gewesen, das Ehrenkleid des Offiziers, es umhüllt meine sterbenden Glieder, aber alles, alles gebe ich hin für ein verzeihendes Wort aus Eurer Munde. Grollt mir nicht über das Grab hinaus, sondern gedenkt meiner in der alten Liebe meiner Kindertage und solche Kraft wird diese Liebe haben, daß sie mich noch über den Tod hinaus findet und mir die Erde leicht machen wird. Meine Ehrenkreuze mögen Euch beweisen, daß Ihr keinem ganz Unwürdigen das Leben geschenkt, nehmt diese und meinen nicht unbedeutenden Besitz als mein letztes Vermächtnis entgegen. Zum ersten Male macht es mir jetzt Freude in dem Gedanken, damit Euren Lebensabend sorglos zu gestalten. Mein für die hohe Idee der Vaterlandsliebe ver-rinnendes Blut hat den Flecken, den törichte Knabenhand ihr zugefügt, von meiner Ehre gewaschen, deshalb tilgt ihn auch aus Eurer Erinnerung. Die langen Jahre voll Gram undummer um mich kann ich leider nicht ungeschehen machen, aber mag Euch der Gedanke milder stimmen, daß auch mein Leben freudlos war. Noch ein letztes Mal stehe ich von der Schwelle des Grabes aus: „Vergeht und vergebt, dann wird Gott auch meiner armen Seele gnädig sein.“ — Nachschrift der Schwester: „Der letzte Hauch des Sterbenden war ein Segenswunsch für seine Eltern.“

Erschüttert barg die Mutter ihr Haupt an der Brust des Gatten. Heiß flutete der Schmerz über sie hin und sie wehrte ihm auch nicht. Schluchzen durchbebt ihre Gestalt und ruckhaltlos flossen ihre Tränen, aber sie waren der Tau des neu aufblühenden Mutterholzes, dieses Weh schenkte ihr den Sohn wieder. „Der Tapfersten Einer“, so hatte ihn sein Hauptmann genannt und mit seinem Blute half er die Saat befruchten, aus der dem Vaterlande Ruhm und Glanz und der geficherte Frieden emporblähen sollte.

Sie fühlte wie auch durch die Gestalt des Gatten ein Straffen und Dehnen ging und, mit seuchten Blicken zu ihm aufschauend, schien er ihr gewachsen, so stolz hatte er sich ausgerichtet und seine leuchtenden Augen glühten zwei Sonnen. Ein Atemzug, so abgrundtief, als mähte er eiserner Reifen sprengen, hob seine Brust und stöhweise brach es von seinen Lippen:

„Mutter — unser Junge — unser lieber Junge — nicht verdorben — gestorben ist er als Held — ein Ueberwinder — kein Ueberwundener.“ Dann kam ein Laut, so seltsam, war's ein Schluchzen? war's ein Jubelton? Oder war's beides zugleich?

Lange hielten die Eltern sich wortlos umschlungen und in dieser stummen Umarmung feierten ihre Herzen die Wiedergeburt ihres Einzigen.

Nun trieb sie eine rührende Geschäftigkeit. Aus den Tiefen des Schreibtisches wurden alle Photographien ihres Jungen hervor-

geholt. In allen Lebensphasen, vom unbeholfenen Säugling bis zum ledigen Abiturienten, wurden sie nebeneinander gestellt. Und tausend liebe Züge seines Weisens wuchsen aus der Erinnerung empor. „Weißt Du noch“, und „weißt Du noch“, so raunte es von Mund zu Mund und ein glückliches Beugten stand in den Augen und ein wehmütiges Lächeln umspielte die Lippen. Selbst seine leichtsinnigen Streiche erschienen ihnen jetzt in anderer Beleuchtung. Sogar an das Schlimmste wagten sie zu rühren, nicht ohne einen großen Teil der Schuld auf sich zu nehmen.

Dann wurden die Siegesberichte herbeigeholt. Ob er hier wohl dabei war und da und dort, fragten Mund und Augen und in dem Ueberfluten ihrer so lange eingedämmten Bärtlichkeit jauchzten ihre Herzen: „ja“, überall wo der Sieg war, glaubten sie ihn dabei. Wie er wohl ausgeschaut haben mag, ihr Held als Feldgrauer und mit von der neuen Freude noch fast ungeschädigten Fingern glitten ihre Hände über die Ehrenzeichen, die seine tapfere Brust geschmückt. Aber wenn der Frieden kam, dann wollten sie zu seinem Grabe hinzugern. Kein Brunst, kein Land, sollte seinen Hügel vor dem der gefallenen Kameraden auszeichnen. Nur auf das einfache Kreuz unter seinen Namen wollten sie es schreiben: „Er war unser heißgeliebter Einziger“.

Wie das den Schläfer unter dem grünen Rasen freuen wird. — Vielen tausend Eltern reißt der männermordende Krieg die Söhne vom blutenden Herzen, diesem einen Elternpaar hat er ihn wiedergegessen „ihren Einzigen“.

**Vermischtes.**

\* Ein Witz unseres Kaisers. Als kürzlich im Hauptquartier des Deutschen Kaisers bei der Geburt des jüngsten Kaisers-Erbs auf das Wohl des Hohenzollernsprösslings getrunken wurde, erzählte der Kaiser selbst folgende Geschichte: Als er in Bonn studierte, stand er dort mit dem späteren, 1895 in Australien ermordeten Forchungsreisenden Ehlers in regem Verkehr, der auch später noch fortbestand. Als dann der Prinz Vater wurde, schickte ihm Ehlers ein Glückwunschktelegramm, das er in die studentische Form kleidete, die beide oft bei gemeinsamen Korpsfeiern beim Zutrinken vernommen hatten: „Ich habe die hohe Ehre und das Vergnügen, auf das Wohl des jüngsten Hohenzollern einen Ganzen zu trinken.“ Umgebend erhielt Ehlers die Antwort des Kaisers, die in die gleiche studentische Form gekleidet war: „Der jüngste Hohenzoller dankt und trinkt.“

\* Englisches Seeräubertwesen im Baltischen Meer. Wie die Engländer schon in früheren Jahrhunderten unter falscher Flagge segelten und Seeraub betrieben, das zeigt die folgende, jetzt nicht uninteressante Erinnerung, die sich an den Schauplatz heutiger Kämpfe knüpft: Den Engländern war das Ostseegebiet bis zum 16. Jahrhundert verschlossen. Sie rächten sich dafür, brachen das Völkerecht und segelten unter falscher Flagge in den baltischen Gewässern, um Seeraub zu treiben. Im 15. Jahrhundert überfiel ein englisches Schiff mehrere Rigafische Salzfische in der Ostsee und läßt sie als Beute fort. Ein andermal landete eine große englische Kaufahrtsflotte im Rigafischen Meerbusen und beobachtete die reichbeladenen Schiffe der Ostseeländer. Als einige mit wertvoller Ladung gefüllte livländische Schiffe aus der Tuna führen, schmeißelte sich die englische Mannschaft an die Befragung heran, versprach ihr Geschenke und lud sie zu einem reichen Gastmahl auf ihr Schiff. Dort überfiel sie die Ahnungslosen hinterücks, ermordete sie und warf die Leichen ins Meer, während sie die Schiffe mit der Ladung als Beute nach England brachte. In dem sich entzündenden weitläufigen Prozeß sicherte König Heinrich VI. den Livländern eine Entschädigung zu, ohne je sein Versprechen einzulösen. Mit derartigen Geschehnissen mag es im Zusammenhang stehen, daß auch späterhin die Engländer in den Ostseeländern nicht sehr beliebt waren. Sie in den baltischen Städten herrschenden vorzüglichen Lebensverhältnisse lockten im 17. Jahrhundert viele Ausländer an, so daß sich die Stadtväter ihrer nur durch ein besonderes Gesetz entledigen konnten. Das richtete sich nun vorzüglich gegen die Engländer. In Riga z. B. war den Engländern und Schotten der Aufenthalt bei Strafe verboten, gestattet wurde ihnen allenfalls, sich auf den Düna-Inseln und den außerhalb der Stadt gelegenen Hofmen anzusiedeln, vorausgesetzt, daß sie sich eines „ankländigen Betragens befleißigen“. Da sich die Engländer auf dem sog. Posenholm niederließen, hießen sie nur noch die „Posenholmer“, was einen verächtlichen und lächerlichen Beigeschmack hatte.

\* d'Annunzio - offizieller Kriegschronist. Nun endlich ist das Schicksal Gabriele d'Annunzios entschieden. Keine feindliche Kugel wird ihm den Garaus machen. Er hat einen sicheren Vosten erhalten, der seinen Ruhm vermehren und jegliche Gefahr von ihm abhalten soll. Die römischen Blätter verkünden der Welt, daß d'Annunzio zum offiziellen Chronisten des italienischen Feldzuges ernannt wurde. Der Titane brauchte also nicht die Feder mit dem Regen zu vertauschen, den er zwar an seiner informierten Seite durch alle Städte Italiens schleppt, aber niemals wird zücken können. Auf diese Weise wird er allerdings nicht am eigenen Leibe erfahren können, was er vor seiner Abreise aus

Rom so laut verkündete: „dulce et doerum est pro patria mori!“ Ob er sich darüber sehr freuen wird? . . .

\* Ein verhängnisvoller Druckfehler. Daß in diesen Zeiten politischer Wirren sogar der Druckfehlerwusel für und wider Stellung nimmt, beweist die folgende Berichtigung im „Journal“: „Ein unangenehmer Druckfehler hat sich in den letzten Artikel unseres Berichtstatters vom italienischen Kriegsschauplatz eingeschlichen. Darin hieß es: Auf seiner Reise längs der Front konnte Salandra dem Bogen des Königs aus die gebrauchten Infanteristen im Kampfe sehen, die am Krage die weiß-roten, weiß-grünen und blau-schwarzen Abzeichen der Briganten von Neapel, Salerno, Apulien und Palermo tragen. Es sollte natürlich nicht Briganten, sondern Brigaden heißen.“ . . . O weh!

**Büchertisch.**

— Hans Thoma's neueste Radierungen bringt die Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben „Bühne und Welt“, herausgegeben von Wilhelm Krieger. Mit den neuen Werken des Meisters befaßt sich H. Rudolph im selben Heft und ein hervorragender Thomakenner, Anton Hendrich, schreibt darin über das Seelische seiner Kunst. Neben diesen wertvollen Beiträgen zur bildenden Kunst enthält dieses Heft bedeutende Beiträge allgemeingeistiger und literarischer Natur. So ist vor allem ein Aufsatz „Neue Gemeinschaft“ von Friedrich Wischhoff, eine Abhandlung über den „Krieg und die Tragödie“ von Rudolf Dusch neben einem Aufsatz über „Der Krieg und die deutsche Bühne“ von Wilhelm Krieger erwähnenswert. — Ueber den biologischen Wert der Kunst“ schreibt Heinrich Driesmann eine bedeutende Abhandlung; Robert Warnecke erinnert an die Bedeutung von Grabbe's Hohenstaufen-Drama und Max Krenn an das nationale Element in Gluck's Musik. — Ein Nachruf Ernst Wachlers auf Jozsa Savits beschließt den Hauptteil dieses reichhaltigen Heftes, dem sich die Rundschau mit wertvollen und interessanten kleineren Beiträgen anschließt. — Preis 60 Pfg., ein Halbjahrsbezug 3,00 Mk. — Probehefte verleiht der Verlag von „Bühne und Welt“, G. m. b. H., Hamburg 33.

— Um Vaterland und Freiheit, jenes rühmlichst bekannte Kriegsbildwerk der Montanus-Bücher (Germann Montanus, Verlagsbuchhandlung Siegen und Leipzig, jeder Band 2 Mark) bringt soden einen dritten Band heraus, der gleich wie seine Vorgänger die erhebende Größe des gewaltigen Völkerringens und seine Schreden mit plastischer Klarheit dem Beschauer zeigt. Bekanntlich haben von Anfang an Verleger und Herausgeber auf alle launhaften Darstellungen und Zeichnungen verzichtet und alle diejenigen Bilder weggelassen, die nicht die Größe der Stunde lebendig werden ließen. So entsprechen diese Bände durchaus dem deutschen Wahrheitsginstimm und bringen lediglich Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Kriege. Mißt man den Wert eines Bildwerkes an der Anzahl bislang unbekannter und noch nicht gesehener Bilder, so ist unzweifelhaft dem jetzt vorliegenden dritten Bande die erste Stelle zuzuerkennen.

— Kunstwart. Erste Augustheft. Gedankwelt: Ein Jahr Krieg! Kriegsausgabe zum halben Preis, 2,25 Mk. vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Inhalt: Aeneasius, Ein Jahr! Ariur Bonus, Für welchen Weltgedanken kämpfen wir? Dietrich Freißner v. Müllik, Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg. Karl Nöbel, Die Zeit zum Umlernen. Aus Martin Rades Kriegsanalysen. Bilderbeilagen: Hugo Grimm, Gedankblatt für Gefallene (farbig). Martha Schraa, Soldatenzüge. Bruno Bieler, Kusseneinfall. Im Text zwei Zeichnungen von Ernst Liebermann und Willibald Weingärtner.

— Der Mann von Eisen, Roman aus Ostpreußen Schwedenlagen von Fritz Skowronnek. Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11). Das deutsche, das eiserne Volk schildert Fritz Skowronnek an einem typischen Vertreter, dem Mann von Eisen“. Während der russischen Invasion in Ostpreußen bietet der Held der Erzählung russischem Uebermut die Stirne, indem er nicht von der Scholle weicht und die Ehre seiner Geliebten gegen russische Angriffe verteidigt. Auf dem rauhen Hintergrunde des Krieges spielt eine Liebesgeschichte von annuitiger Feinheit.

**Dersteckräffel.**

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.

- Schöppenstedt — Wannenbad — Verworfenheit — Gartenhaus — Tiermaler — Dachsenblut — Bidassoa — Krautheim — Vergißmeinnicht — Gänsefußbimmchen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Räffelsprungs in voriger Nummer:  
 liegt dir Gestern klar und offen,  
 Wirkst du heute fröhlich frei,  
 Kannst du auf ein Morgen hoffen,  
 Das nicht minder fröhlich sei.